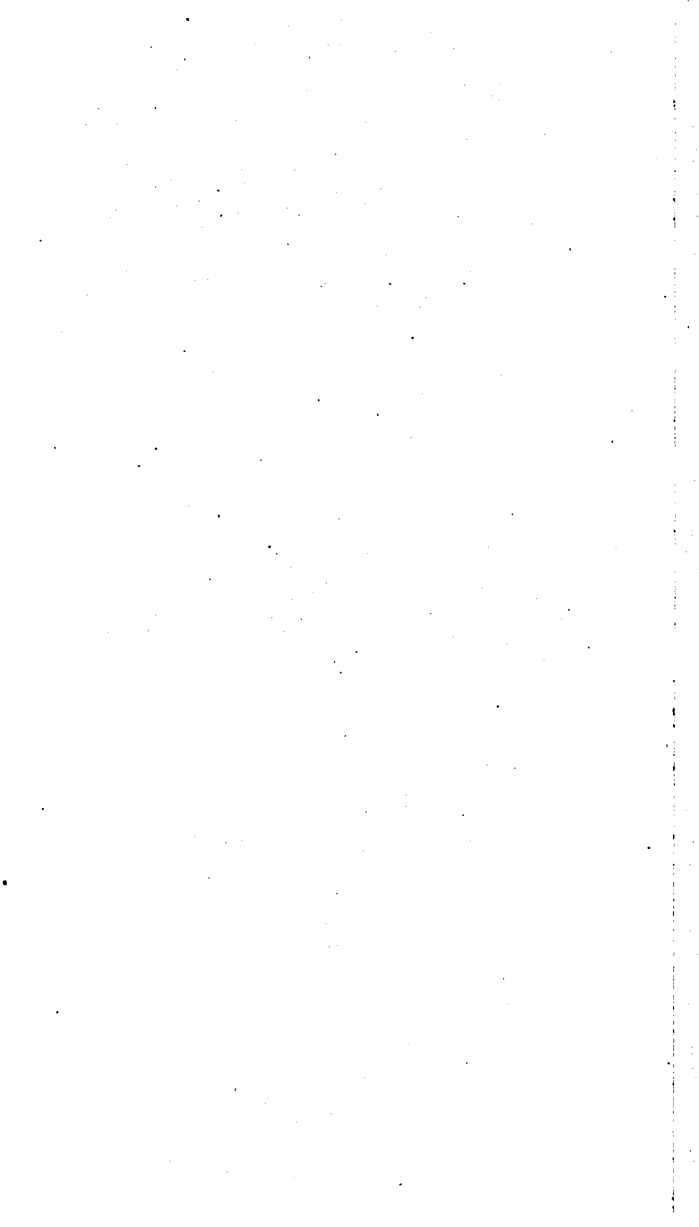
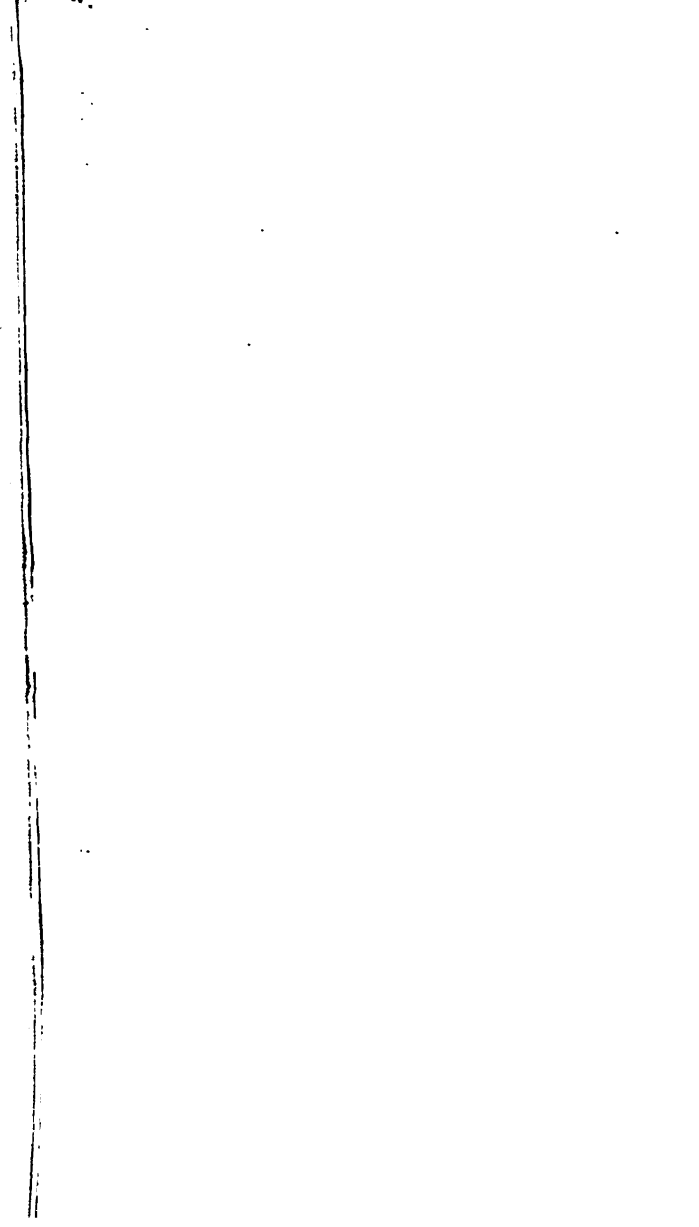










Vom Geist des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des grossen Raths und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Aarau 1820.

Bei H. R. Sauerländer.

Vorbericht.

In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in den letzten Heften der „Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit“ (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch ausser dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend

werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

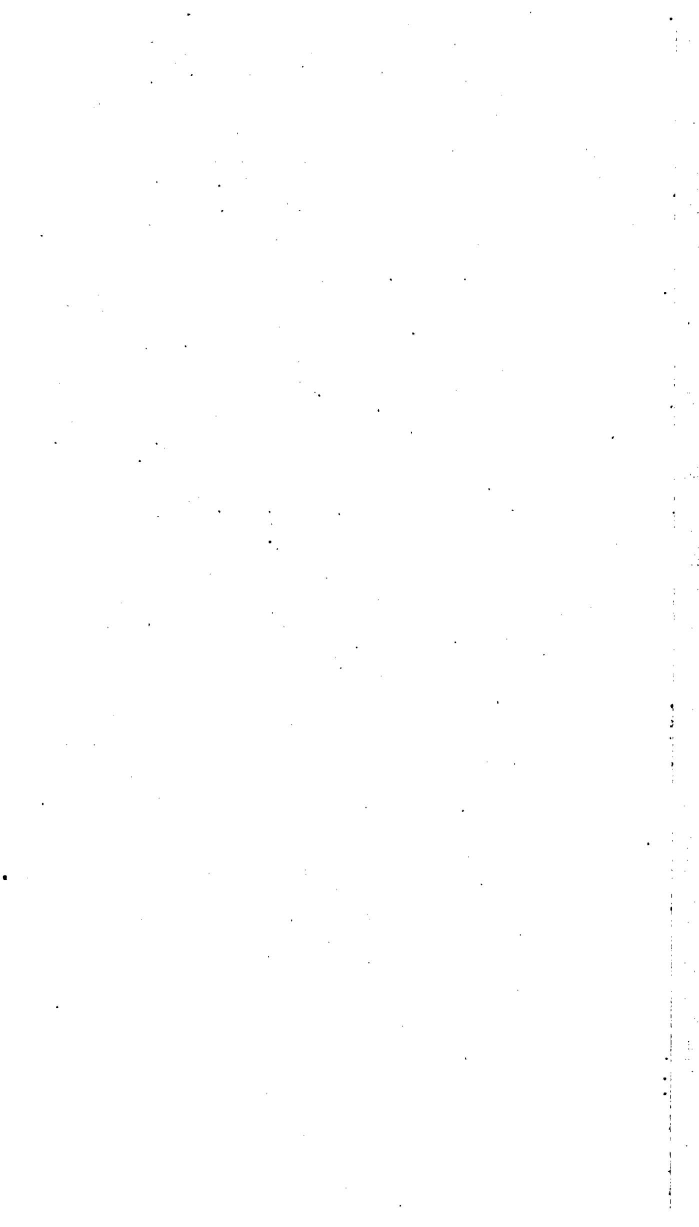
Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes, Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wiedergeben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchen von den Tausenden Aehnliches, die heut einander mißtrauisch, mit entzweiten Grundsätzen, gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht, als nach der Parthei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht,

wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilt mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos der Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung für die deutsche Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandte Schweiz besonders zurückwirkt.

Daher wird man den Verfasser mit







Vom

Geist des deutschen Volks

im Anfang

des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Raths und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Aarau 1820.
Bei H. R. Sauerländer.

Vorbericht.

In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in den letzten Heften der „Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit“ (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch ausser dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend

werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes, Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wiedergeben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchen von den Tausenden Aehnliches, die heut einander mißtrauisch, mit entzweiten Grundsätzen, gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht, als nach der Parthei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unpartheilichkeit zur Pflicht,

wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilt mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos der Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung für die deutsche Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandte Schweiz besonders zurückwirkt.

Daher wird man den Verfasser mit

größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Partheisinns zeihen könnten, wenn man Unpartheisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.

1.

Mannigfache Ansichten der in Deutschland entsprungenen Meinungskämpfe. Als Einleitung zu diesen geschichtlichen Betrachtungen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus den einander feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizen die Aufmerksamkeit Europa's. Denn schon erblicken wir jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt, jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durcheinander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürger-

lichen Gesellschaft; — die Andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen des urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andre hinwieder heißen es die Spätfrucht von den Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst zur Reife gekommen; Andre es, Wirkung deutscher Nachahmungssucht, zu reden, zu thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehn altbestandener innerer Verhältnisse und Rechte; Andre es, eine vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Siegwartsfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andre es, ein meuterisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen einen neuen Stand, in jedem Fall berühmte Namen machen wollen; Andre es, Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehr-

begriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums mehr achtet; Andre es, den natürlichen Erfolg fürstlicher Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niedrer Adel, Bürger und Bauern unvermischbar auseinander gehalten wurden; Andre es, ein Sträuben der Völkerschaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Lasten. Andre noch lösen sich das Räthsel auf andre Weisen. Jedem bietet sein Standpunkt, sein Erfahrungsschatz, seines Gemüthes Eigenthümlichkeit, oder Vorurtheil und Interesse seines Berufs und Standes einen andern Schlüssel dar.

Selbst an vielen Höfen scheint dieser Zwiespalt der Urtheile zu walten; daher oft unsichere Rathschläge, schwankende Maasregeln.

Widerstrebet nicht, ermahnen die Einen, dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stellvertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger

werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherrn nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken solle.

Wehe, rufen Andre: so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergießen. Hätte Ludwig XVI von Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wisset ihr, wenn ihr dem Volk eine geringe Macht einräumt, ob es sich nicht bald damit eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweien, wisset ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ists, die Fürsten haben, zur Mehrung eigner Hoheit, des alten Adels Ansehn und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was

sie diesem genommen, mit dem Volke theilen? Wahrlich, das Volk selbst verlangt dies nicht. Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende nur Schriftstellergeschrei. Der Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die lezten, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige seinen gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwäz der Schriftsteller, durch Aufhebung der Preßfreiheit, Schweigen, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus.

Wohl kann man, erwiedern Andre, Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese auch schweigen, reden Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen. Verschlossener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen den Verräther. Der Hof, welcher

Preßzwang einführt, verdunkelt sich selber das, was im Volke treibt, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eignes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet dies Glück her; vermindert die Last der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei; schränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüssigen Beamtungen, und der Sturm ist beschworen. Denn Bürger und Bauern, welche sich heut an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklassen anschließen, und in ihnen ihre Fürsprecher ehren, ohne sie zu verstehen werden neuen Staatsverfassungen und stellvertretenden Versammlungen wenig nachfragen, sobald sie sich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums sicher und in ihren Häusern behaglich fühlen.

Dagegen setzen sich Andre und sprechen: Ein Heilmittel, wie dieses, ist weit zerstörender, als die Krankheit selbst. Fürchtet die Folgen, wenn

ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen seines Gleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeussern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Troß seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehn, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände

werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes, Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wiedergeben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchen von den Tausenden Aehnliches, die heut einander mistrauisch, mit entzweiten Grundsätzen, gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht, als nach der Parthei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht,

wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilt mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos der Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung für die deutsche Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandte Schweiz besonders zurückwirkt.

Daher wird man den Verfasser mit

größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Partheisinns zeihen könnten, wenn man Unpartheisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.

1.

Mannigfache Ansichten der in Deutschland entsprungenen Meinungskämpfe. Als Einleitung zu diesen geschichtlichen Betrachtungen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus den einander feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizen die Aufmerksamkeit Europa's. Denn schon erblicken wir jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt, jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durcheinander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürger-

lichen Gesellschaft; — die Andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen des urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andre hinwieder heißen es die Spätfrucht von den Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst zur Reife gekommen; Andre es, Wirkung deutscher Nachahmungssucht, zu reden, zu thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehn altbestandener innerer Verhältnisse und Rechte; Andre es, eine vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Siegwartfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andre es, ein meuterisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen einen neuen Stand, in jedem Fall berühmte Namen machen wollen; Andre es, Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehr-

begriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums mehr achtet; Andre es, den natürlichen Erfolg fürstlicher Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niedrer Adel, Bürger und Bauern unvermischbar auseinander gehalten wurden; Andre es, ein Sträuben der Völkerschaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Lasten. Andre noch lösen sich das Räthsel auf andre Weisen. Jedem bietet sein Standpunkt, sein Erfahrungsschatz, seines Gemüthes Eigenthümlichkeit, oder Vorurtheil und Interesse seines Berufs und Standes einen andern Schlüssel dar.

Selbst an vielen Höfen scheint dieser Zwiespalt der Urtheile zu walten; daher oft unsichere Rathschläge, schwankende Maasregeln.

Widerstrebet nicht, ermahnen die Einen, dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stellvertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger

werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherrn nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken solle.

Wehe, rufen Andre: so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergießen. Hätte Ludwig XVI von Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wisset ihr, wenn ihr dem Volk eine geringe Macht einräumt, ob es sich nicht bald damit eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweien, wisset ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ists, die Fürsten haben, zur Mehrung eigner Hoheit, des alten Adels Ansehn und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was

sie diesem genommen, mit dem Volke theilen? Wahrlich, das Volk selbst verlangt dies nicht. Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende nur Schriftstellergeschrei. Der Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die letzten, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige seinen gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwätz der Schriftsteller, durch Aufhebung der Preßfreiheit, Schweigen, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus.

Wohl kann man, erwiedern Andre, Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese auch schweigen, reden Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen. Verschlossener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen den Verräther. Der Hof, welcher

Preßzwang einführt, verdunkelt sich selber das, was im Volke treibt, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eignes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet dies Glück her; vermindert die Last der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei; schränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüssigen Beamtungen, und der Sturm ist beschworen. Denn Bürger und Bauern, welche sich heut an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklassen anschließen, und in ihnen ihre Fürsprecher ehren, ohne sie zu verstehen werden neuen Staatsverfassungen und stellvertretenden Versammlungen wenig nachfragen, sobald sie sich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums sicher und in ihren Häusern behaglich fühlen.

Dagegen setzen sich Andre und sprechen: Ein Heilmittel, wie dieses, ist weit zerstörender, als die Krankheit selbst. Fürchtet die Folgen, wenn

ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen seines Gleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeussern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Troz seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehn, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände

u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eignen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehn, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt nur dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein.

So und auf mannigfaltige andere Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fliessende Maasregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an des Volkes Noth, steht einem schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde gegenüber, der, von seinen Urbildern berauscht, das was sein sollte, mit dem was sein kann, verwechselt. Vorurtheile der Geburt,

des Standes, der Zunft, der Gewohnheit hadern mit glänzenden Idealen um das Gerechte und Nothwendige. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man an's Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort an's Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr in's Altvergangene, an Herstellung des Lehenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen so feindlichgetrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei nebeneinanderbestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehende früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

2.

Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch französisches Schriftenthum.

Man durchblättre die Geschichte! Erd' und Himmel sind der ungeheure Spielraum, dessen die Wünsche des Sterblichen bedürfen; behagliches Dasein in dieser Welt, selige Erwartung von jener. Irdische Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen alles unsers Glücks, wenn auch, nach Maasgabe der verschiedenen Gesittungsstufen, die Arten bürgerlicher und staatsthümlicher Freiheit, oder die religiösen und kirchlichen Zustände der Völker von einander abweichend sind. Will man die Weltgeschichte verstehen, muß man sie aus der Höhe dieses Standpunktes betrachten. Alle großen Ereignisse und Staatsumwälzungen stammen zuletzt von daher.

Auch die Geschichte der Deutschen, seit ihren Hermannsschlachten gegen Rom, bis zu ihrer

Verstrickung ins Netz des Lehenwesens und Priesterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechselnd sehen wir immerdar die eine oder die andre der letztern vorherrschend spielen, abwechselnd sich gleichsam einander zurückdrängen bis auf einen Endpunkt, da dann die Gedrängte ihre Spannkraft wieder geltend macht. Nach der frommen Raserei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunstliebe des Mittelalters, Sittenschlaffheit und Uebermuth weltlicher und geistlicher Herren. Das Heiligste des Menschen war beinahe ganz in todter Kirchlichkeit erstarrt. Da erfolgte wieder der Umschwung und die Rückwirkung durch die Macht gläubiger Inbrunst — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege gestalteten einen Theil Europa's um. Aber schon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erschlaffung der Nationen. Man sehnte sich unter den langen Verwüstungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöse Begeisterung, zum Theil schon von fremdartigen Leidenschaften verschlungen, wich dem dringen-

dern Bedürfniß des äussern Wohlseins. Es war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerstörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläste der Grossen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunst und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des grössern Theils von Europa, auch an Deutschlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Der Witz und Geist geistreicher Schriftsteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und staatsthümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürsten und ihre Grossen in Deutschland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten sich freier aus; strebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geist um sich her zu verbreiten; begünstigten Wissenschaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das gesellige Leben veranmuthigen mag; verbesserten die rohe Gesetzgebung; brachen die Macht geistlichen Ansehens; schafften Hexenprozesse und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahllosen

bessern Stiftungen ein besseres Zeitalter vor. Zugleich schweifte ihre Begierde zur geistigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der droben waltende Geist, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, handelte und sprach. Im Innern des Volks verharrte alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Vornehmen, und herrschende Meinung ward

beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfs, jeder Stadt, jeder Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete schonend die herkömmlichen Verhältnisse gegenseitig. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt von einigen hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat darin eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder kleinlichen, engherzigen Selbstsucht.

Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, war dem Schwaben selten wichtiger, als was er von Schweden oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen gelegener, die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nährung eines Nationalhasses gegen Nachbarn zu mehren, weil es unter den deutschen Fürsten selten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit der Landestheile gegen einander, und weil die Massen des Volks von noch zu weniger Geistesbildung durchdrungen waren, verursachte, daß nur eine geringe Zahl von Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken und Ansichten war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur, von den Vorfällen des eignen Landes das Mindeste ruchbar werden ließen, und die Staatsschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten von andern gelesen wur-

den, als denen es nöthig war. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader der Landesherren auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Zwar gab es in den meisten deutschen Staaten Landstände, allein auch diese hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körperschaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, daher beim Volk keine große Beachtung. Entsprossen dem urdeutschen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation nichts war, hatten die Landstände, eifersüchtig auf ihre Rechtsame, sich soviel möglich unverändert in ursprünglicher Gestalt bewahrt. Das ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte standen sie in den neuen, als Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten sie aus dem Reich des Lebens hinweggewischt werden, ohne daß man sie vermißte. Dies kam unternehmenden Fürsten zu statten, welche ihre Selbherrlichkeit erweitern wollten.

In Baiern z. B. hatte man seit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zusammenberufen. Die landschaftlichen Verordneten ergänzten sich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigne Wahl, und bewilligten, was der Fürst begehrte. Seit Schlesien unter preussische Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergessen.

Das Wachsthum fürstlicher Selbherrlichkeit vergrösserte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für sie und das Volk oft nicht wenigern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen, indem die Landstände verschwanden, welche bisher noch, wirklich oder auch nur scheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, sahen sich damit gänzlich der Willkühr und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenlosigkeit des Herrschers nur das peinliche Gefühl staatsbürgerlicher Nichtigkeit. Niemand war mehr gesetzlich befugt, für sie das Wort zu führen; am wenigsten der Grafbeamte

des Staats, welcher bezeichnend genug „Minister“ oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that. Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürsten selbst nicht selten Stellvertreterin des Volks gegen die Minister werden mußte. Unvermeidlich entstand daraus größere Gleichgültigkeit Aller gegen den Staat, und erhöhte Selbstsüchtigkeit der Untergebenen. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchstens nur das Geburtsland sah, und den Wahlspruch der Selbstsucht im Mund und Herzen trug: ubi bene, ibi patria. Nur die persönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er sich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landeshelden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder die Furcht vor einer Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeistes wecken, die als Ersatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein andrer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbherrlich-

leihrechte der Fürsten fühlten sich diese theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigner Glanzliebe und ungemessener Freigebigkeit. Beides vermehrte oft genug die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Kassen, das heißt zur – Staatsschwäche. Nicht alle dachten so großsinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der sich und seinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die übeln Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen und reden konnten, gern schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen,

und schien desselben kaum jemals fähig zu sein. Festgehalten durch die Zaubermacht der Gewohnheit, verspürte es kaum die allmälig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frankreich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel theils unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

3.

Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an zahlreichen Männern, welche, in der Mitte des Volkes lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern andrer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland. Die

Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stollberg, Hölty, Göthe, Wieland, Schiller, und wie die Herrlichen alle heissen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des grossen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrösserte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuberromane wanderten von Hand zu Hand

durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann und andere wirkten kräftig dafür ein. Die Volkslehrer machten sichs zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb fürs Volk im Geist des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände

des Volks einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein gewisses eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung hatten Reisende in Frankreich oft die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzen Tasso's aus dem Munde venedischer Gondeliers; oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zum

Erwecken des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuren London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier lagerten auf demselben Flächenraum viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum gekannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk, und nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm ent-

gegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschracken und fürchteten, die deutsche Gemüthsart werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der schaalen Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber beförderten sie die Aufklärung und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen etwa eine bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hand übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Groβes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremd-

artig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart beider Theile einwirken, denen sie angehörten. Tieffühlend, ernst, ritterhaft, sein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Die Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war aber ohne Sehergabe voraus zu sagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eignen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die wenigsten, dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man auf den Prunktischen der Gekrönten

ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater, von deutscher Art und Kunst hie und da verdrängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher, vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Sie waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch

veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgewordener, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. In gleichem Maaße, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß von Ahnen, die vorzeiten Inhaber von Ehrenstellen gewesen waren, oder die freie Huld des Landesherrn für deren Familien und daraus fließende Begünstigungen und Rechte. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände vermischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese ausserordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschracken, welche an den Ton ihrer

Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äusserte, ließ doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II im Süden, Maximilian Joseph in Baiern u. a. m. den Ton gegeben. Jeder Rückschritt wirkte schon nachtheilig, reizte schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung,

wie man, zumal in Preußen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensuredikte auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich im Volke geringe Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen noch an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse, — sie lagen in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren unter einander, über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zeitungen oft von den Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eignen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich

und von Holland auf die Menge kaum grössern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs nur eine oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten nun ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, und die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuren Bewegungen eines Volks, welches sich gegen Zwang und Schmerz einer willkührlichen Beherrschung sträubte. Man sah eine Nation, schon weit über die Stufen mittelalterischer Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seinen Aufwand nicht begrenzte, sondern nur die

Stände des Reichs versammelte, neue Hilfe zu begehren. Man sah nun den Kampf der Stände, wie Adel und Geistlichkeit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteurung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Gang der Begebenheiten, fesselte immer stärker die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeisterischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schrift-

stellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Throns versammelten, als das Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegern gesprochen hatten, von eben denen, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet dem fürstlichen Ansehen im Volke nichts so sehr, als ein vorschnelles Urtheil in Meinungssachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen sollen in

weltlichen, wie der Papst in geistlichen Glaubens-Dinge, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Göttersprruch ist das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man, daß zierliche Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer in Volkskriegen das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß unter gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Zepter seines Königs gesetzlich freier werden. Auch fehlte es nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren mäßig,

die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, wie man ehemals in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volks-

ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater, von deutscher Art und Kunst hie und da verdrängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher, vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Sie waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch

veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgewordener, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. In gleichem Maaße, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß von Ahnen, die vorzeiten Inhaber von Ehrenstellen gewesen waren, oder die freie Huld des Landesherrn für deren Familien und daraus fließende Begünstigungen und Rechte. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände vermischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese ausserordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschracken, welche an den Ton ihrer

Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Britten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äusserte, ließ doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II im Süden, Maximilian Joseph in Baiern u. a. m. den Ton gegeben. Jeder Rückschritt wirkte schon nachtheilig, reizte schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung,

Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Britten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äusserte, ließ doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II im Süden, Maximilian Joseph in Baiern u. a. m. den Ton gegeben. Jeder Rückschritt wirkte schon nachtheilig, reizte schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung,

wie man, zumal in Preußen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensuredikte auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich im Volke geringe Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen noch an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse, — sie lagen in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren unter einander über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zeitungen oft von den Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eignen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich

und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs nur eine oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten nun ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, und die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuren Bewegungen eines Volks, welches sich gegen Zwang und Schmerz einer willkührlichen Beherrschung sträubte. Man sah eine Nation, schon weit über die Stufen mittelalterischer Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seinen Aufwand nicht begrenzte, sondern nur die

Stände des Reichs versammelte, neue Hilfe zu begehren. Man sah nun den Kampf der Stände, wie Adel und Geistlichkeit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteurung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Gang der Begebenheiten, fesselte immer stärker die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeisterischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schrift-

stellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Throns versammelten, als das Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegern gesprochen hatten, von eben denen, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet dem fürstlichen Ansehen im Volke nichts so sehr, als ein vorschnelles Urtheil in Meinungssachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen sollen in

weltlichen, wie der Papst in geistlichen Glaubens-Dingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Göttersprüch ist das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man, daß zierliche Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer in Volkskriegen das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß unter gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Zepter seines Königs gesetzlich freier werden. Auch fehlte es nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren mäßig,

die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, wie man ehemals in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volks-

angelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eignen Urbilder, wie sie dieselben aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben hatten. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen damals entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des weiland staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte

Gleichgültigkeit, wohl gar stolze Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eignen Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkern diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte wohl auch nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, stufenweis hereinbrach.

5.

Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preussens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheissen schien: hatte doch niemand so übeln Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrack vor den Folgen, nun den **deutschen Boden** zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preussen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der **Champagne**. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Nieder-

lagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, als Liebling der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, meistens von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Ruhm. Mit dem Erlöschen jenes Vorurtheils ward natürlich die Wahrheit heller, daß Geistesgröße nicht geradezu ein Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß sie in den untern Ständen, weil dieselben an Gliedern

zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müsse; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen, im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern die Weihe gegeben, hervorgerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch eine solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermeßlichen Folgen wird sie, wenn sie einmal vom Gemüth eines ganzen Volks ergriffen ist, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor; denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um: so wie jeder veränderte Standpunkt in einer Landschaft dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon damals, bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maasregeln, Wahlen ausserordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren her-

kömmlichen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch ihre eigenthümlichen Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792) glaubte man in Deutschland nicht wagen zu können, die eignen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten zum Theil nicht, was sie wagen durften, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar durch ihre ersten Beamten, Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maasregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich fast eine

gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anders hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen ausser der Zeit finden; nicht aber, die Völker auf irgend eine Weise enger und traulicher an die Sache ihrer Thronen zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und

stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17. März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen, verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif."

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des daselbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch! wie Posselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaats eingedrungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es

einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheut. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eignen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preussen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im

Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Kölln, Bonn und andere deutsche Rheinstädte zusammentraten (im J. 1797), und sich zu einer cisrhenanischen Republik, unter Schutz des französischen Freistaats, verbanden. Es war nicht staatsumwälzerischer Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlassenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutschheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht also gewesen, sie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und sie würde erfolgt sein. Sie begehrten es nicht. Deutsche bleiben wollten sie. Eilfertig im September 1797 verkündeten sie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunsch war vergebens. Auch Oesterreich, in eignen Bedrängnissen, opferte sie auf. Im Oktober gab sie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutsche cisrhenanische Städtebund verschwand, von Frankreich verschlungen.

Das Unglück Deutschlands erschreckte alle

Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte sie über die staatsthümlichen Verhältnisse ihrer Fürsten aufgeklärt. Sie sahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen schwiegen. Sie sahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieselben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oesterreich und Süddeutschland noch fochten, traten Preussen und Norddeutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Kriegs ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eignen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Würtemberg und Baiern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen

jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese Begebenheiten und öffentlichen Thatsachen veranlaßten mancherlei Urtheil und beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermochten. Diese aber wurden nun mit grösserer Begierde, denn jemals, gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht. Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zulezt der Wohl- und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzelnen Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern und freiern Denkart über innere und äussere Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm,

nirgends Abschweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine öffentliche Meinung, ein regsamerer Gemeingeist aus; aber doch bannte er sich noch in die Grenzen der eignen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

6.

Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich selbst, als Alleinherrscher, einen Kaiserthron. Die großen Ansichten, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Unfähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königsmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren damit endete, gut-

willig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und die That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andre hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das jähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten Ordnungen, zur willkührlichen Macht der Landesherrn, zu den von Geburtswegen heiligen Vorrechten des Adels und zum stummen Verehren priesterlicher Göttersprüche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwicklung des menschlichen

Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne, erwartete vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an Höfen und in Republiken voller Gährung, hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um fortan seiner Herrlichkeit in Frieden zu genießen, oder nur als eine Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? — England verwarf die Anträge, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es, entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reissen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als einen solchen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Festlandes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte dieser

durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum, überzogen gehabt, für welches Deutschland das Schwerd nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preussen. Würtemberg und Baiern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preussisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Presburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürste gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?“ — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eignes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien

damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Grossbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welttheil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Grösse von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äussersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits der Pyrenäen geworden, lösete er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, wie sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen verlezt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche

geheißen werden — waren ihre Formen eitel, weil der Geist deutscher Eintracht nicht mehr in den Gemüthern der Fürsten und Völker lebendig war. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr oft bedräuetes Dasein nur durch die gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preußens bestand. Kein Wunder, wenn sie, der Selbsterhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sahen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die vergänglichen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten ihren, durch falsche Staatsklugheit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor gesehen worden, entwickelte sich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeist aller Völkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte

und Dörfer wandelten, und dem Fürsten, wie den Unterthanen, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut wider den Willen der Höfe. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches nun für eigne Unabhängigkeit zu fürchten begann, nachdem es sorglos den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eignen Gebiets ertragen hatte. Preußen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachsenden Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollendete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen zerrissen. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, alle ohne Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatten die Unterthanen derselben längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten sie aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hinwieder die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht dich, sondern dein Geschick an, guter König, daß es deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsre streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!" — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthanen zu werden.

7.

Fortsetzung. Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Zepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andre rühmen und alte Ehren geltend machen; denn einerlei Schande drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht, und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eignen Fürsten das Kränkende der Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie selbst — das ward allgemein empfun-

den — keineswegs verschuldet. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen Reichsverfassung an, und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer, nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten an die Spitze der Geschäfte gestellt hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen von einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen von vergangener Glückseligkeit. Mit dem Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur eine desto heftigere Sehnsucht nach dem Alten und Verlorenen zurück; bei der Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und den sich immer mehr verdunkelnden Aussichten wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen

ihrer Noth zu Gott, bei dem allein die Hilfe noch stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten die Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als die Tage des Glücks je hätten gewähren können: statt Provinzialsinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinns religiöse Inbrunst; statt der Selbstverfälschung mit Ausländerei, Ehrfurcht für das edle, kerndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebelgang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen, ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu einem dürren scholastischen Wörtergeripppe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch

auf die übrigen Wissenschaften einfliessend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Aussenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erschollen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwisterte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz sich mit seiner Trauer in sich selbst verschloß.

Nun, unter den Bajonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Ausländerei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache keuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen andrer Völker gepaart hatte. Weil es nun

gefährlich wurde, von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, — weil selbst viele Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, weil sie auch durch ängstliche Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmer, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andre hingegen entwickelten dem Volke neue staatsthümliche Urbilder; Andre machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und welche mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und

Religion wurden herrschende Losungsworte; und die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick zur Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands her in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen von dem Seinigen gegeben war, bereitete es sich Hindernisse glücklichen Fortgangs durch Entzweiung unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stark. Der Kampf erhob sich unter bangen

Erwartungen aller Völkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich in eilf verschiedenen Treffen von Böheims Wäldern bis zu der Ausmündung der Weser ins Meer einen Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte. Und Schill nebst seinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralsund mit Blut und Leben einen stolzen Ungestüm, welcher für Deutschlands Ruhm und Freiheit die gesetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

8.
Stimmung und Ansichten im deutschen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaisers als Braut in seinen parisischen Palast heim. Diese Verbindung gab denen, welche sich über Alles nach Frieden sehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe auf dem festen Lande, und bestärkte den muthlosen Glauben derer, welche den Niebezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwischen standen, wegen dessen, was für die Zukunft gethan werden müsse, die Meinungen getheilt.

Die Einen sahen mit wachsendem Zorn die wachsende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. Alles habe seinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben.

Darum solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf Gott; und dem deutschen Volke werde sein Deutschthum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das ist, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse.

Andre sprachen: Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ists, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder und unzeitiger Wuth

vermehren und die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tirannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen Völkern größere Freiheit vor, als sie je genossen haben. Des guten Alten viel liegt zerschlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Die elenden Götzen voriger Zeit stehen ohne Heiligenschein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das sehen wir jetzt offenbar. Lasset dem Unersättlichen seine Weltherrschaft aufbauen, er baut sich zugleich, nebst dem Aberglauben und tausendjährigen Vorurtheil, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrschaft bestand lange. Aber durch Italien und Spanien dringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenwesens zerfallen; ständische oder

stellvertretende Verfassungen werden allgemeiner, und den Völkern, welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschliessen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs- und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heut die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle

Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation.

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, im Haß der Gewaltherrschaft einig, waren dennoch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber Jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren; ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehn ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisinnigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegsmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeugten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben waren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltherrn, als den Volks-

freund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drückenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischen, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdun-

lern und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohten; hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden, die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehn und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, aus einander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf

beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde; und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundesgenossen in das Innere Rußlands führte. Nichts vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskowitischen Czaaren ein (14. Herbstm. 1812). Aber auch er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preussens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, daß sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volks. Durch Mangel der Lebens-

mittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht.

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für ihren Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur Hilfe entgegensandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfbare Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erhoben sich wider ihn.

9.

Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren schon die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preußischer Feldherr York, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den siegenden Russen an. Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen

zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, ob wider sie, bildeten sich kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen Schlachtgesänge. Der Aermste brachte seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken dem Vaterlande, denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte und glänzendste Augenblick in der Geschichte Preußens; die Lorbeern des siebenjährigen Kriegs selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geist der Nation Eins ist. Das erfuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei,

wenn er den Glauben an die Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Baiern; das sächsische und würtembergische Heer mitten auf dem Schlachtfeld. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannsschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber nur un-

vollkommene Freude. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich, zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit der Rachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt, neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den von ihnen erobert gewesenen Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutschland und andere Nachbarn von neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut

hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, in Frankreich landete, und ohne Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah für die Bourbonen. Sie flohen mit ihrem kleinen Anhang von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Thronen und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie

ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschätze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Andrer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Der Welttheil sah sich nun erst vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete seinen dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Um-

stände, ausser aller Sterblichen Macht, hatten im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I, Kaiser von Rußland, Franz I, Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III, König von Preußen (26. Sept. 1815), zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverain, als Gott, Jesum Christum,

das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbherrlichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrichs IV von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äussere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung

beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde; und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundesgenossen in das Innere Rußlands führte. Nichts vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskovitischen Czaaren ein (14. Herbstm. 1812). Aber auch er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preussens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, daß sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volks. Durch Mangel der Lebens-

mittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewöhnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht.

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für ihren Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur Hilfe entgegensandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfbare Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erheben sich wider ihn.

9.

Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren schon die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preußischer Feldherr Y o r k, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den siegenden Russen an. Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen

zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, ob wider sie, bildeten sich kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen Schlachtgesänge. Der Aermste brachte seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken dem Vaterlande; denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte und glänzendste Augenblick in der Geschichte Preußens; die Lorbeern des siebenjährigen Kriegs selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geist der Nation Eins ist. Das erfuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei,

wenn er den Glauben an die Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Baiern; das sächsische und würtembergische Heer mitten auf dem Schlachtfeld. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannsschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber nur un-

vollkommene Freude. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich, zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit der Nachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt, neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den von ihnen erobert gewesenen Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutschland und andere Nachbarn von neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut

hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, in Frankreich landete, und ohne Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah für die Bourbonen. Sie flohen mit ihrem kleinen Anhang von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Thronen und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie

ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschätze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Andrer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Der Welttheil sah sich nun erst vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete seinen dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Um-

stände, ausser aller Sterblichen Macht, hatten im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I, Kaiser von Rußland, Franz I, Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III, König von Preußen (25. Sept. 1815), zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehn, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverain, als Gott, Jesum Christum,

das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbherrlichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrichs IV von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äussere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung

gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung statt finden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorner Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze in Rücksicht auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Preßfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w.

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen

Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Zuneigung ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Thronen einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden mit der Nation, über deren verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stifte, als irgend je das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unter-

thanen und innigere Liebe derselben zum Für-
sten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum
ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er
dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme
vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher
doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner
ersten Minister zum Handeln bestimmt worden
wäre. Aber diese Großbeamten, wie einsichtvoll
sie auch immerhin sein mochten, waren nur ein-
zelne, aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick
ihrer Umgebungen, aus den einseitig gegebenen
Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende
Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller
mußte der Rath werden, wenn aus allen
Ständen des Volks, aus allen Provinzen des
Landes, Männer von Erfahrung und Geist in
großer Versammlung vor dem Fürstenstuhl rede-
ten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch
Mittheilungen mannigfaltigerer Ansichten und
Erfahrungen in stellvertretenden Versammlungen
der Alleinherrscher wahrhaft selbherrlicher,
das ist, eignern Willens würde. Denn
man konnte sich nicht verhehlen, daß in bis-

herigen Verfassungen die Vorsteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Behörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Räthe geleitet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien und höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielmals die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkühr der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfließen; — und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftlosesten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand des

Unterthanen genauer kennen lernen, denn sie kannten bisher nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angestellten. Friedrich Wilhelm III, König von Preußen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preußischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (Herbstm. 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusam-

men berufen. Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzubringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10.

Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Thronen nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkühr übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrecken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte anders

geschehen, als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maasgabe seiner Begriffe, mit überspannten Erwartungen dem Eintritt eines goldnen Zeitalters entgegensah?

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in Staaten, welche sonst keiner ungebundenen Preßfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit begünstigt und fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geist der Nation zur Vollendung des großen Werkes aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun,

nach überwundner Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreissung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbundes hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen

abbüßen müssen. Aber es traten die mannigfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbstherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsre eigne noch nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie immerhin sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm das Wenigste zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur

Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es auch die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr auch bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er dereinst den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, gezwungen werde zum Gehorsam? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. So bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die Mächtigern in demselben verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf nothwendig ist, und einer der Mächtigern ihn aus höhern Gründen für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein anderer Feind vor der Thür steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget

daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen, ausser dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äussern Feinden von Neuem hingegeben.

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit solcher Worte überzeugt, oder von dem Wahrscheinlichen darin geblendet waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbherrliches Haupt werde? Soll sich Preussen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Grösse entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestiget oder vollendet, was die Natur schon gegeben, welche im Norden und Süden Deutschlands zwei überlegne Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon jetzt ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicher-

heit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen geniessen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur grosse Reiche fähig sind, auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches.

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in einer solchen Verschmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. Ihr, sprachen sie, die ihr des Deutschthums

Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr die gänzliche Vernichtung ächtdeutschen, rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andre Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preußen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Herrmanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in der deutschen Gemüthsart, und er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich noch in heutigen Tagen

Unterthanen genauer kennen lernen, denn sie kannten bisher nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angestellten. Friedrich Wilhelm III, König von Preußen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preußischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (Herbstm. 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusam-

man berufen. Diese aber hatten die neu darge- botene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versamm- lung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die Landesverträge Altwürtembergs ehre, die- selben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäf- tigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10.

Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Thronen nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkühr übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrecken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte anders

geschehen, als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maasgabe seiner Begriffe, mit überspannten Erwartungen dem Eintritt eines goldnen Zeitalters entgegensah.

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in Staaten, welche sonst keiner ungebundenen Preßfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit begünstigt und fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geist der Nation zur Vollendung des großen Werkes aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun,

nach überwundner Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreissung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbundes hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen

abbüßen müssen. Aber es traten die mannigfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsre eigne noch nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie immerhin sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm das Wenigste zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur

Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es auch die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr auch bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er dereinst den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, gezwungen werde zum Gehorsam? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. So bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die Mächtigern in demselben verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf nothwendig ist, und einer der Mächtigern ihn aus höhern Gründen für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein anderer Feind vor der Thür steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget,

daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen, ausser dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äussern Feinden von Neuem hingegeben.

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit solcher Worte überzeugt, oder von dem Wahrscheinlichen darin geblendet waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: „Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbherrliches Haupt werde? Soll sich Preussen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Grösse entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestiget oder vollendet, was die Natur schon gegeben, welche im Norden und Süden Deutschlands zwei überlegne Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon jetzt ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicher-

heit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen geniessen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur grosse Reiche fähig sind, auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches.

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in einer solchen Verschmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. Ihr, sprachen sie, die ihr des Deutschthums

Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr die gänzliche Vernichtung ächtdeutschen, rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andre Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preußen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Herrmanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in der deutschen Gemüthsart, und er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich noch in heutigen Tagen

rührend offenbart. Fraget in Dingen des Lebens keine selbstgeschaffenen Urbilder, sondern die Wirklichkeit!

Und wenn, fuhren sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in jedem Bunde die Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, so wie der Ruhe des Ganzen, ja seinem festen Bestande Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preußen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eignen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen.

und von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidsgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenbuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen Schirmherrn und Gewährleistern des Bundes wähle er sich im Norden Preußen, im Süden Oesterreich; denn Beide, ihre Thronen auf deutscher Erde gebaut, sind des deutschen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Besser zwei Gewährleister und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gesetzgeber und Gebieter werden kann, während zwei sich die Wage halten. Dann allein wird Deutschland selbst zwischen Oesterreichs und Preußens künftigen Händeln unparteisam, sogar vermittelnd, stehen können; wenigstens nicht befürchten müssen, daß eine oder die andere Macht, wie sonst wohl öfters geschah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umschaffe."

Ein Staatenbund, so wie jeder Staat, sprachen Andre dagegen, welcher die Bürgschaft seines Bestehens und Daseins nicht in seinem Innern selbst mit sich trägt, sondern vom fremden Gewährleistern empfangen muß, ist ein gebrechliches Wesen und verkündet zum

voraus seine Schwäche. Selbst die schweizerische Eidsgenossenschaft hat für sich solche Gewährleistung niemals verlangt, vielmehr immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben ist, war nicht von zweien oder dreien, sondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anders, als ein öffentlicher Ausspruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatzes, unter welchem jeder Staat in Europa besteht. So ihr aber einerseits Oesterreich und Preußen vom deutschen Bunde ausscheidet und zu Fremden machet, anderseits doch eben diese zu Schirmherrn und Gewährleistern erwählet, und ihnen, als solchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, sich in eure innern Händel zu mischen, weil ihr es eben denselben, als Mitgliedern, versaget. Seltsame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß Fremden die innern Ordnungen und Rechtsame oder der Bestand des Bundes theurer und wichtiger sein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn sie Genossen des Bundes sind: so fürchtet diese Eintracht noch mehr, wenn die-

selben, ausser dem Bunde stehen! Schon das sittliche Gefühl sträubt sich doch im Mitgliede, Verräther von einer Gesellschaft zu werden, deren Theil er ist, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem ist der Fremde weniger ausgesetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleister sich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genossen, vorschreiben läßt. —

Darum ist, so sprachen sie ferner, Zerscheidung Deutschlands in drei Reiche nicht minder bedenklich, als Zerspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preußens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als Hessen, oder Sachsen, Baiern oder Würtemberg es sind. Und alle deutsche Völkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfnissen inländischer

Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr aber eine feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den oft zweispältigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das sich ewig gleiche Interesse der gesammten Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von innen, Ansehen und Stärke nach Aussen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteiisch in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber

nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich sittlicher Einigkeit, die Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen die Gewalt der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so die schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges.

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. Wenn nicht schon, sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch

nicht die Langsamkeit der Berathungen, aber die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Andres aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?

Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Beispiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß

der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer aufführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten liegt die Selbherrlichkeit des Volks, übertragen in den einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, grossen Räthen und Landsgemeinden. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongress und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in den Händeln ihres Gleichen.

Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, dass die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eignen im Streit mit andern begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, dass jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvorurtheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Grie-

chenlands und Helveriens, — zu jung steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!

11.

Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und andern Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Freude des Vertrauens auf die Einsicht der Verfasser. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus den Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage; daß ein Bund

zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zu-

wacht, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke, nähergelegene, oder Ausründungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willführen, Zerreissungen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit bangem Erwarten dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege zerstört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eignen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Baiern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angestammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen,

sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch welche die sittliche Welt gleichsam aus ihren Achsen gehoben, alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, selbst der letzte Schein des Anständigen vernichtet war, sehnte sich die Welt mit verdoppelter Inbrunst zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiösen Staatsweisheit der Fürsten. Der heilige Bund war diesen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen stillte er sie nicht, und ward selbst Vielen durch sein Erscheinen in solcher Zeit verdächtig. Die Wenigsten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tausend Schmerzen entstandene Chaos Deutschlands ohne neue Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geschieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu gestaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem

regewerdenden Unglauben an das Besserwerden der Dinge, jenen christlichen Fürstenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der ottomanischen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, sogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geist der Völker. — Edelsinniger Alexander, von Millionen deiner Zeitgenossen verkannt, dich wird (der Glaube an das Fortschreiten der Menschen verheißt es) ein besseres Jahrhundert verstehen! Dieser Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgesprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäischen Völkern zu Vorstehern gesetzt, und die er in schweren Zeiten geprüft hat, wird in der Menschheit, wird in den Gemüthern der Fürsten wenigstens den Gedanken verewigen müssen: daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die festeste von allen Grundlagen, segengewährende Staatsklugheit sei.

Das lange verzögerte Erscheinen einer Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; dann

nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der, für die Ungeduld der Völkerschaften zu langsame, Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar zu gewährleisten; daneben der Machtspruch des Kurfürsten von Hessen (14. Jänner 1814), mit welchem er beim Wiedereintritt in sein Land sämmtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten schleunige Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der Wünsche über das, was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eignen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, und neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht das Empfangen ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten ja diese feierlich verheißen, und im Grundgesetz des deutschen Bun-

des Tag die offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürger, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Meklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weit aus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehenherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar,

nicht; die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Andres aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?

Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Beispiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß

der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schwei-
zer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissen-
heit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten
liegt die Selbherrlichkeit des Volks, übertragen
in den einzelnen Staatsversammlungen, General-
Courts, grossen Räthen und Landsgemeinden.
Diese folglich sind die Souveräne, und eben
nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß
und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als
Souveräne, in den Händeln ihres Gleichen.

Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener
staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß
die Völker- oder Ständeversammlungen wider
ihre eignen im Streit mit andern begriffenen
Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl
gar zur Vollziehung derselben Hand bieten wür-
den? Könnten sie es, so geschähe es auf dem
Wege der Empörung. Wer will den auf Deutsch-
lands Boden? — Oder wer will glauben, daß
jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrie-
den gewähren werde, wo zu streitenden
Interessen der Fürsten noch streitende Na-
tionalvorurtheile und Nationalneben-
buhlereien geworfen werden? Forschet in den
Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Grie-

chenlands und Helvetiens, — zu jung selbst Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!

11.

Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und andern Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen, war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Freude des Vertrauens auf die Einsicht der Verfasser. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus den Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage; daß ein Bund

zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen: Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zu-

wachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke, nähergelegene, oder Ausründungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willkühren, Zerreissungen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit bangem Erwarten dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege zerstört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eignen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Baiern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angestammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen,

sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch welche die sittliche Welt gleichsam aus ihren Achsen gehoben, alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, selbst der letzte Schein des Anständigen vernichtet war, sehnte sich die Welt mit verdoppelter Inbrunst zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiösen Staatsweisheit der Fürsten. Der heilige Bund war diesen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen stillte er sie nicht, und ward selbst Vielen durch sein Erscheinen in solcher Zeit verdächtig. Die Wenigsten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tausend Schmerzen entstandene Chaos Deutschlands ohne neue Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geschieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu gestaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem

regewerdenden Unglauben an das Besserwerden der Dinge, jenen christlichen Fürstenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der ottomanischen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, sogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geist der Völker. — Edelsinniger Alexander, von Millionen deiner Zeitgenossen verkannt, dich wird (der Glaube an das Fortschreiten der Menschen verheißt es) ein besseres Jahrhundert verstehen! Dieser Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgesprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäischen Völkern zu Vorstehern gesetzt, und die er in schweren Zeiten geprüft hat, wird in der Menschheit, wird in den Gemüthern der Fürsten wenigstens den Gedanken verewigen müssen: daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die festeste von allen Grundlagen, segengewährende Staatsklugheit sei.

Das lange verzögerte Erscheinen einer Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; dann

nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der, für die Ungeduld der Völkerschaften zu langsame, Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar zu gewährleisten; daneben der Machtspruch des Kurfürsten von Hessen (14. Jänner 1814), mit welchem er beim Wiedereintritt in sein Land sämmtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten schleunige Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der Wünsche über das, was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eignen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, und neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht das Empfangen ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten ja diese feierlich verheißen, und im Grundgesetz des deutschen Bun-

dessing die offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürger, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Meklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weit aus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehenherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar,

daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nun für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen Stolz der Nation. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter liessen sie ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Turnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustretenden Aeusserungen dessen, was sich im Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in

ihren Werken, erregte Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch' ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in den Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien, nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe des Innern gefährdend. Die stolze Freude über wieder errungene äussere Unabhängigkeit vom Auslande schien jetzt in ein trotziges Fördern grösserer Unabhängkeit im Innern auszuarten, und, würde ihm nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümliche Rechtsame. Er drängte sich enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehn; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eignen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen

entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiterkeit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten, wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Thronen, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja, ein preußischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlichwissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon aufgehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit erstem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit

neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schwächen vaterländischer Regierungen, die Verwirrungen der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich, wenigstens im preußischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen; sondern ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl habe bewirkt, daß jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht habe.

Die Achtung, welche dieser Mann eben so sehr durch Einsicht, als durch Rechtlichkeit seiner Denkart, erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preußen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder schuldloser Menschen, ja des preußischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in

Flugschriften auf, sowohl zu eigner Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit so grosser Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten forthan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

12.

Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich standen, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrschten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren denjenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandelten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum

hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besitzthümer unverletzt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar waren, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand. Aber dunkel noch blieb, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden. —

Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten mit Gewaltthat und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthume verderben. Viele der Unsern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausschließliche Ansprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere

und im Staate, sondern auch hie und da privilegirten Gerichtsstand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigne Angehörige. Hier ist wirkliches, wohlererbtes Besitzthum! Wer da anräth, uns aus demselben zu verstoßen, kann mit gleichem Fug vorschlagen, den Bürgersmann aus seinem eignen Hause zu verdrängen. — Neue Staatsverfassungen, sollen sie nicht mit umwälzerischer Schuld, sondern rechtlich gegründet werden, müssen mithin auch die Rechte unsers Standes ehren. Und nicht Pflicht ist dies allein gegen uns, sondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerstandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerschellen. Ist aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher ists Zeit, daß man, sollen Monarchien bestehen, den Standesunterschied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten lasse.

Allerdings muß in republikanischen Verfassungen, so sprachen die Schutzredner des Adels ferner, Gleichheit aller Familien im Volk statt finden, und kein andrer Rang, als welchen

das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten ist das *Volk* der Souverän, und Keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne sein eignes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen *monarchischer* Staaten, in denen die Souveränetät von Geburtswegen Eigenthum einer *einzigen* erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von *Geburtsrechten* hier *verfassungsmäßig* und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnet ihrs, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von *Geburtswegen* keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem

des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten.

Keineswegs, fahren die Vertheidiger des Erbadels fort, keineswegs liegt in unserm Sinn, irgend einem Verdienste seine Kronen zu rauben. Wir selbst, unsre Söhne werben um dieselben: Keineswegs liegt in unserm Sinn, den Fürsten das Recht abzusprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeschlechter zu heben; unsre Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Besitz der uns hinterlassenen Vorzüge. Aber Verdienst und Adel stehen einander weder feindlich gegenüber, noch sollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechselt werden, so wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reiche zugleich die Tugendhaftesten sind? — Uebrigens, welche Verfassungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge

des Ranges behalten müssen, nicht nur des amtlichen Ranges, sondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürstliche Hoheit kein Amt, sondern ein Geburtsrecht ist, so ist auch der Adel kein Amt, sondern ein dem fürstlichen verwandtes Geburtsrecht. Diese durch Vererbung in den Geschlechtern bleibende Abstufungen sind dem Wesen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befestigung der monarchischen Verfassung. Die höhern und tiefern Amtsstufen sind wandelbare Erscheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterstützten, oder, wo er nicht war, ihn schufen, wie selbst Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiserthum verwandelte; — oder, wenn der Adel sich die stärkste Säule der Monarchie, ihren festen Damm gegen demokratisches Wogen nennet, so wundert euch nicht; Beides ergab sich nothwendig aus der Natur der Sache selbst, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete sicherer, als die Schulweisheit theoretischer Staatskünstler.

Diesen Behauptungen widersprachen die

Bürger und sagten: Es ist bei uns nicht Rede, das Grundwesen monarchischer Verfassungen zu zerstören, sondern zu stärken. Das Grundwesen derselben ist: daß Einer Herr sei. Nicht aber ist das Erbrecht der herrschenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie selbst so sehr, als durch angestammten Landesbesitz und durch die gesichertere Ruhe und Glückseligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erschrack vor den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So ist denn also das Geburtsrecht des fürstlichen Geschlechts nicht durch das Herkommen allein, sondern auch durch das Bedürfniß fester Ruhe bei Thronerledigungen unantastbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürstlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns ist keine Festigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen feststehen, ja, an innerer Kraft gewin-

nen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. — Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der Menschheit, Lähmungen der eigenthümlichen

Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was ehemals für Einzelne recht war, ist jetzt zum Unrecht gegen Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemalige Stiftungen noch für unsre Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten

Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tausende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht das, was durch Verdienst erworben werden sollte, vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche

oder das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eignen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegnere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, dieser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien des Volks, als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteurung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung

der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes.

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preussens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preussischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andre Wissenschaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13.

Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen Kunstgriffen der Beredsamkeit im bürgerlichen Leben geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen meh-

rere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen bei. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonial-Gerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreissen, die einst hoch erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Geschehende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände seine Entschuldigung. Unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen

und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes; und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eignen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen, Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherrn und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an den europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen, gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von

Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande, — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar, — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch ausgezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republik die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Aber die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden

Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Personen oder Güter des Adels vom Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolf IV, König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III von Preußen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers

nen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. — Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der Menschheit, Lähmungen der eigenthümlichen

Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was ehemals für Einzelne recht war, ist jetzt zum Unrecht gegen Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemalige Stiftungen noch für unsre Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten

Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tausende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht das, was durch Verdienst erworben werden sollte, vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche

oder das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eignen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegnere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, dieser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien des Volks, als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteurung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung

der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes.

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preußens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preußischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andre Wissenschaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13.

Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen Kunstgriffen der Beredsamkeit im bürgerlichen Leben geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen meh-

rere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen bei. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonial-Gerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreissen, die einst hoch erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Geschehende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände seine Entschuldigung. Unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen

und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes; und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eignen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen, Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherrn und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an den europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen, gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von

Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande, — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar, — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch ausgezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republik die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Aber die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden

Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Personen oder Güter des Adels vom Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolf IV, König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III von Preußen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers

von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese würden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreissung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen, nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

14.

Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung. Religiöse Schwärmerei. Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer Viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber diese einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb bange Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andre Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder

übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigner Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte sich dennoch das Volk mit der Angst vor Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadle niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen Geräusch als vor der Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es

diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug Muth und stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von aussen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft wohlfeiler und verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zer-

tretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigne Beschwerde; und die Abgaben schienen ihm härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen

zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande vorausberechnen. Nur Belebung des eignen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute: bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwe-

rungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse. Ohne eignes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren. —

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das so schnelle Erscheinen von Verbesserungen, als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus

mehrern Staaten, auf den Messen und Märkten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grund-

stücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlören, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die scheinbare Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eignen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen.

Die Ursache davon lag nicht in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, oder in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, deren Anblick den kühnsten Muth schon vom Unternehmen des Wagstücks zurücktrieb.

Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat: so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preußen; Baiern andere, als Hessen. Nicht Willkühr, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort

von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese würden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreissung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen, nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

14.

Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung. Religiöse Schwärmerei. Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer Viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber diese einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb bange Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andre Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder

übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigner Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte sich dennoch das Volk mit der Angst vor Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadle niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen Geräusch als vor der Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es

diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug Muth und stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von aussen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft wohlfeiler und verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zer-

tretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigne Beschwerde; und die Abgaben schienen ihm härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen

zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande vorausberechnen. Nur Belebung des eignen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute: bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwe-

rungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse. Ohne eignes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren. —

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das so schnelle Erscheinen von Verbesserungen, als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherrn berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus

mehrern Staaten, auf den Messen und Märkten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grund-

stücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlören, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die scheinbare Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eignen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen.

Die Ursache davon lag nicht in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, oder in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, deren Anblick den kühnsten Muth schon vom Unternehmen des Wagstücks zurücktrieb.

Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat: so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preußen; Baiern andere, als Hessen. Nicht Willkühr, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort

wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder Fürst aber sorget zuerst für sein eignes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht schwerer sein, Portugal, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zoll-Linie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den größern Staaten Deutschlands. — Gesetzt aber, die Landesherrn wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher statt gefundener Handelsverhältnisse, und die Schliessung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder voraussetzen müssen, sondern auch in mehrern deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis

dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mäuth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den deutschen Handels- und Gewerbsstand niederschlugen, ließ er doch den Muth nicht ganz fallen; oder vielmehr, die verzweiflungsvollste Aussicht in die Zukunft erhöhte nur seinen Muth. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich durch Unterschriften, um die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. Denn, wie ungeheuer

auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegenwirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehenden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nicht wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andre Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimathen nicht genug gewinnen kön-

nen, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen.

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge von Unglücklichen, welche theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheilen ein glänzenderes Glück zu machen, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen

überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hintereinanderfolgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theurung der ersten Lebensbedürfnisse; in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, Kapitalisten, Handwerker und Taglöhner zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne hinreichende Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eignen Unterthanen, Getraidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theurung (1816 und 1817)

hatten auf die Stimmung der deutschen Völker-
schaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit
mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher.
Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie
unter den Reichen und Großen. Man klagte
über die Beamten. Man schrieb den Mangel
des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der
Witterungen, die man kannte, als den Maaß-
nahmen der Regierungen zu, deren beschränkte
Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht
kannte. Das ist immer des großen Haufens
Weise, daß er, im Gefühl eines Schmerzes,
selten zur ersten Ursache hinaufsteigt, sondern
seinen Zorn gegen das ausläßt, was näher und
erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Kummer und
Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, ver-
zehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches
Hören der Klagen erschütterte den Geist der An-
dern. Es verbreitete sich düsteres Wesen, wel-
ches, zumal in den untern Volksklassen, immer
gern religiösen Schwärmereien geneigt macht.
Da zogen Propheten durchs Land und erschreck-

ten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von den Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von den Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und von Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in den gebildeten Ständen durch den angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur höhern Liebe des Göttlichen und Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahr-

hundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich vieler Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehn, indem man Papstthum und katholische Kirche, Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in Italien; das neue Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreissung des alten deutschen Bisthums Konstanz und die Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch

größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Baiern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch Staatsklugheit der Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Thronen und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde; noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was

durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volks bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufnehmen, was nicht schnell mit seiner Krankheit verwandt und eins mit ihr selbst würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine edle Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und einen Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöst, und Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung, dessen ich oben erwähnte, mit den politischen Angelegenheiten in solchem Grade verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige

Glaubenssachen, mit frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten nun die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder die allgemeine Empfindlichkeit der einander entgegenstehenden politischen Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

Das ist, sagten die Letztern, das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem

Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren. Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größeren Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogene Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: so wird

auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegenwirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehenden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nicht wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andre Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimathen nicht genug gewinnen kön-

nen, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen.

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge von Unglücklichen, welche theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheilen ein glänzenderes Glück zu machen, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen

überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hintereinanderfolgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theurung der ersten Lebensbedürfnisse; in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, Kapitalisten, Handwerker und Taglöhner zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne hinreichende Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eignen Unterthanen, Getraidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theurung (1816 und 1817)

halten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maaßnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht kannte. Das ist immer des großen Haufens Weise, daß er, im Gefühl eines Schmerzes, selten zur ersten Ursache hinaufsteigt, sondern seinen Zorn gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Kummer und Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte den Geist der Andern. Es verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in den untern Volksklassen, immer gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreck-

ten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von den Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von den Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und von Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in den gebildeten Ständen durch den angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur höhern Liebe des Göttlichen und Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahr-

hundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich vieler Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehn, indem man Papstthum und katholische Kirche, Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in Italien; das neue Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreissung des alten deutschen Bisthums Konstanz und die Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch

größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Baiern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch Staatsklugheit der Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Thronen und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde; noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was

durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volks bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufnehmen, was nicht schnell mit seiner Krankheit verwandt und eins mit ihr selbst würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine edle Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und einen Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöst, und Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung, dessen ich oben erwähnte, mit den politischen Angelegenheiten in solchem Grade verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige

Glaubenssachen, mit frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten nun die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder die allgemeine Empfindlichkeit der einander entgegenstehenden politischen Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

Das ist, sagten die Letztern, das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem

Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren. Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größeren Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogene Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: so wird

er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkühr des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster vertilgt wurden: ist das Volk denn frömmer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriednere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkünden, das sein soll, — jedem sein ehevoriges Recht!

Diesem entgegneten die Andern: Ja, die

Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klösterlingen entzogen ward, ihren Landesherren inniger ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche sich immer ein Uebergewicht zu schaffen trachtete. — Ja die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand ein unermeßliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, leichter wieder aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil! Ja, das Volk ist frömmer geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsre Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willkühren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den römischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der

Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischöfen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die Vollgewalt in ausserkirchlichen Angelegenheiten der Geistlichkeit, offenbar oder geheimerweise, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apostolischen Kammer abgeholt werden. Auch unsre Fürsten, auch wir wollen die Einheit der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater ist. Aber die Rechtsame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche Jahrhunderte lang, selbst mit Einverständniß der Päpste, bestanden; haben sie der kirchlichen Einheit geschadet? — Und nie sind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger gewesen, als in unsern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürstlichen Kassen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geschwächt, Vermögen und Wohlstand

der Unterthanen im Verfall sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und noch Italien zinsbar werden?

15.

Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinns, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige

Zuschauerin fremder Revolutionen, dann zum alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis ins Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien beraubt ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigne Herz nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eignen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre vertrauenswerthen Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuren Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation

nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen; — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen; — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern ersehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volks keineswegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug thut; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war *eben* durch diese anders gewordenen *Verhältnisse* und *Zeiten* erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel em-

pfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei schon dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung des Ganzen in Eins, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag, — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die schon Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unverrückbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigner Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen

glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn sie vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber es stammte diese Uebereinstimmung eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen durch das vorgespiegelte Gespenst zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maasregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen suchten, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein blosses Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstständige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen

und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schoose der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt, — wir sahen es in Frankreich, — daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie zuletzt erfolgte, was die entgegengesetzten Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchem der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keinesweges der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes war ungleich bestimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer zu vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteuerung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlangen nach festern Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landes-

denn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des Volks entfernten sich die Aussenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltne neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt; dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit.

weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche, durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entspriessende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harnisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche

Jugend weihen, sie, welche regere Empfänglichkeit zum Geschenk der Natur hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als das kalte Licht der Vernunft flammt? Jene Jugend, in welcher die ewigen Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen, vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche, noch nicht vom Reiz des Goldes oder der Ehrenstellen im bürgerlichen Leben verführt, nur von den Tugenden der hohen Alten aus einer edlern Zeit für Recht und Freiheit entzückt wird? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung freiwillig gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit

hatte sie erwacht gemacht, entzündet für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr hatten auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer geleuchtet. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen

Sinn der Deutschen gegen Angriffe fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, kamen jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil bei wachsenden Meinungsgährungen allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der öffentlichen Ruhe hervorbringen, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, noch immer unsichtbar geblieben waren; ja, wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu zagen und zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein möchten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß

selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter hin und
wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die
künftige Censurstrenge im Kurfürstenthume Hes-
sen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche
in der freien Stadt Frankfurt, unter den
Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht
von einzelnen Gliedern dieser Versammlung
selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen
aller düstern Vorboten.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens
wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher
in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller,
welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen
staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder wel-
che selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen
unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte
zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedäch-
tige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäf-
ten wieder Platz nahm. Die Völker waren des-
selben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, beson-
ders unter der Viel- und Schnellthätigkeit
Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen
schien, die Regierungen seien eingeschlummert,
wenn nicht jede Woche große, oder geräuschvolle
Verfügungen die allgemeine Neugier befriedig-

ten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtslosen Gewaltsherren Laune oder Leidenschaft rascher fahren könne, als ein, das Verhältniß jeder einzelnen Rechte ermessender Ernst vieler, verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei verlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem Geber, das würdige Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihrer Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern wechselten deswegen nun Furcht und Hoffnung für das eigne Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen hatte, allen andern ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen; — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen; — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern erflehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volks keineswegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war *eben* durch diese anders gewordenen *Verhältnisse* und *Zeiten* erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel em-

stand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei schon dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den angeerbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung des Ganzen in Eins, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag, — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die schon Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unverbrüchbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigner Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen

glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn sie vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber es stammte diese Uebereinstimmung eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen durch das vorgespiegelte Gespenst zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maasregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen suchten, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Mächten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstständige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen

und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schooße der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Partreien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt, — wir sahen es in Frankreich, — daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie zulezt erfolgte, was die entgegengesezten Parteien ertrozen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keinesweges der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes war ungleich bestimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer zu vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteuerung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlangen nach festern Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landes-

heum durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des Volks entfernten sich die Aussenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltne neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt; dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit.

weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche, durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entsprießende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harnisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche

Jugend weihen, sie, welche regere Empfänglichkeit zum Geschenk der Natur hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als das kalte Licht der Vernunft flammt? Jene Jugend, in welcher die ewigen Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen, vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche, noch nicht vom Reiz des Goldes oder der Ehrenstellen im bürgerlichen Leben verführt, nur von den Tugenden der hohen Alten aus einer edlern Zeit für Recht und Freiheit entzückt wird? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung freiwillig gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit

hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr hatten auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer geleuchtet. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen

Sinn der Deutschen gegen Angriffe fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, kamen jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil bei wachsenden Meinungsgährungen allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der öffentlichen Ruhe hervorbringen, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, noch immer unsichtbar geblieben waren; ja, wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu zagen und zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein möchten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß

selbst die Freimüthigkeit der Tagesblätter hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große, oder geräuschvolle Verfügungen die allgemeine Neugier befriedig-

ten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherrn Laune oder Leidenschaft rascher fahren könne, als ein, das Verhältniß jeder einzelnen Rechte ermessender Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei verlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem Geber, das würdige Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihrer Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern wechselten deswegen nun Furcht und Hoffnung für das eigne Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen hatte, allen andern ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht Weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge, in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit ernster Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche der Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die hohe Bedeutung des Doppelfestes, und schon der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens haben mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines harmlosen Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der die päpstliche Bulle einst verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Andrer, welche, wie einst Leo X, dem

Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, die an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart sind, welche aber durch das, was der zürnende Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern auch Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren fürchterlichste und wohlthätigste Bestrafung Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist eine **Vernichtung** des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten nur heller für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward zur brausenden, sich jedes Wagstücks vermessenden

Schwärmerei. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16.

Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich wieder in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Karte dem französischen Volke gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust selbst mäßiger Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; — selbst in Italien noch stilles Treiben der Carbonari zur Erfüllung eines glänzenden Urbildes von Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter denjenigen Nationen, deren Geistesbildung schon Fortschritt gethan, ein heftiges Treiben, den Zwang aller dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Solch ein gleichzeitiges Gähren bei unter einander fremden, entlegenen, selbst feindseligen Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in den bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in den bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaasregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu innigerm und gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern, aber eifrigern Verbreitung ihrer Grundsätze und Ueberzeugungen, um, wenn holdere Gelegenheit den Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause ein verborgenglimmendes Feuer zu wissen, welches, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl erdrücken möchte, aber doch

ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Schmuck, nicht ganz auslöschen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Bedürfniß sie anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Ihrigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch wohl anfangs das junge Wesen zeigte: es zeigte ihnen aber zugleich das gesichertere Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigner fürstlicher Stärke durch engeres Einssein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden führten in kurzen Zwischenräumen die neuen volksvertretenden Verfassungen ein, so daß sich das gesammte südliche Deutschland sich plötzlich in konstitutionelle

Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Freiheit, weil er nur darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach auseinander; je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben daher die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder hatte durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Hofe Möglichkeit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was

herkömmlich galt; Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher hatte man die Scheidung der Versammlungen in zwei Kammern vorgezogen, also, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich das Gegengewicht halten sollten. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, noch der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vormals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu brin-

gen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb in jeder ähnlichen Unternehmung immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und ebenfalls heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnißen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revolutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopfern. So, mit heiliger Scheu vor jedes Ein-

zelnen anerkanntem Rechte, bildeten einst die schweizerischen Eidsgenossen ihre freien Staatsverfassungen aus; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten sie dennoch keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen nur von schreckenreicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkühr eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Baiern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd von der Nähe eigner großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge, in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit ernster Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche der Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die hohe Bedeutung des Doppelfestes, und schon der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens haben mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines harmlosen Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der die päpstliche Bulle einst verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Andrer, welche, wie einst Leo X, dem

Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hätten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, die an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart sind, welche aber durch das, was der zürnende Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern auch Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren fürchterlichste und wohlthätigste Bestrafung Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist eine Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten nur heller für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward zur brausenden, sich jedes Wagstücks vermessenden

Schwärmerei. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16.

Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich wieder in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Karte dem französischen Volke gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust selbst mäßiger Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; — selbst in Italien noch stilles Treiben der Carbonari zur Erfüllung eines glänzenden Urbildes von Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter denjenigen Nationen, deren Geistesbildung schon Fortschritt gethan, ein heftiges Treiben, den Zwang aller dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Solch ein gleichzeitiges Gähren bei unter einander fremden, entlegenen, selbst feindseligen Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in den bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in den bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaasregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu innigerm und gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern, aber eifrigern Verbreitung ihrer Grundsätze und Ueberzeugungen, um, wenn holdere Gelegenheit den Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause ein verborgenglimmendes Feuer zu wissen, welches, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl erdrücken möchte, aber doch

ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, nicht ganz auslöschen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Bedürfniß sie anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Ihrigen durch Aufstellung *ständischer Verfassungen*. Welches Unbequemliche ihnen auch wohl anfangs das junge Wesen zeigte: es zeigte ihnen aber zugleich das gesichertere Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigner fürstlicher Stärke durch engeres Einsseyn mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem *freiwilligen* Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, *Nassau*, *Hildburghausen*, *Baiern* und *Baden* führten in kurzen Zwischenräumen die neuen volksvertretenden Verfassungen ein, so daß sich das gesammte südliche Deutschland sich plötzlich in staatsrechtlicher

Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Freiheit, weil er nur darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach auseinander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben daher die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder hatte durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Hofe Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was

herkömmlich galt; Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher hatte man die Scheidung der Versammlungen in zwei Kammern vorgezogen, also, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich das Gegengewicht halten sollten. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, noch der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vormals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu brin-

gen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb in jeder ähnlichen Unternehmung immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und ebenfalls heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revolutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopfern. So, mit heiliger Scheu vor jedes Ein-

zelnen anerkanntem Rechte, bildeten einst die schweizerischen Eidsgenossen ihre freien Staatsverfassungen aus; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten sie dennoch keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen nur von schreckenreicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkühr eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Baiern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sey. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe eigner großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland

bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Throns schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherrn, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlungen zuweilen eine gewisse, durch die Neuheit der Stellung verschuldete, Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeusserungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen

Wirkungen unläugbar sowohl für Ansehen und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Baiern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Kosten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Gebrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit nahm zu; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte zugleich Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang

erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres, wieder. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen war, verlor sich gemach, indem die Ueberzeugung verbreiteter ward, daß der Fürst, wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

17.

Meinungsströmungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der Gemüther zurück, weil die Staaten nun im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfingen, welche die feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht auf edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn ein provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetzlossein desselben. Einstweilen geltende Ordnungen genießen keines Vertrauens, weil sie nicht

bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich anerkennt. Was ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preußischen Zepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber hier hatte das Volk durch die französischen Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen die fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch den großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden. Dazu war noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung empfangen und gewährt hatte. Denn nicht die Provinzen, sondern Friedrich Wil-

helm III., der König selbst, hatte wohlwollend die ersten Schritte zur Anordnung des Bessern gethan. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für Preußens Lande das königliche Edikt (22. Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preußischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preußen früher zugesichert worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele wohl

allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sein könnte, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus unter einander fremdartigen Bestandtheilen zusammengesetzt; weswegen schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Baiern und Baden mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren.* Man erwog zu wenig die ungeheure Verschiedenheit der preußischen Provinzen in Rücksicht ihrer örtlichen Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtelgebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl der Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlichversöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile, und jedes Standes geschont genug bleiben mußten, um geliebt genug werden zu können. Schon der eben so lange unten-

schieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich zu Werke gehen und nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Andres begehrten die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andre wollten dem Königreiche ihre alten örtlichen Verfassungen zum Muster geben. Görres, in seiner Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Kurfürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren

der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit schwärmerischer Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk, Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemeinen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dies,

neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf den Beifall der Parteien, noch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen den entgegengesetzten Kämpfern und deren unmäßigen Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Sie rangen und wucherten tiefer in das Innere der Nation, und droheten die allgemeine Ruhe zu enden. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen

bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Throns schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherrn, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlungen zuweilen eine gewisse, durch die Neuheit der Stellung verschuldete, Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeusserungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen

Wirkungen unläugbar sowohl für Ansehen und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Baiern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Kosten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Gebrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit nahm zu; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte zugleich Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang

erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres, wieder. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen war, verlor sich gemach, indem die Ueberzeugung verbreiteter ward, daß der Fürst, wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des affen erkannten Rechts.

17.

Meinungsströmungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom süd-
lichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte
die freudigere Stimmung der Gemüther zurück,
weil die Staaten nun im Geiste derjenigen
Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden
anfingen, welche die feste Ueberzeugung einer
großen Volksmehrheit geworden waren. Die
übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konn-
ten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil
sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang
der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller
führend, die Aussicht auf edlere Zeiten auf-
schloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwun-
dener Ungewißheit, was er hoffen und welcher
Träume er sich entschlagen solle. Schon das
war Segen in jenen Staaten. Denn ein provi-
sorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetz-
lossein desselben. Einsweilen geltende Ordnun-
gen genießen keines Vertrauens, weil sie nicht

bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich anerkennt. Was ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preußischen Zepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber hier hatte das Volk durch die französischen Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen die fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch den großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden. Dazu war noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung empfangen und gewährt hatte. Denn nicht die Provinzen, sondern Friedrich Wil-

helm III., der König selbst, hatte wohlwollend die ersten Schritte zur Anordnung des Bessern gethan. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für Preußens Lande das königliche Edikt (22. Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preußischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preußen früher zugesichert worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele wohl

allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sein könnte, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus unter einander fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weswegen schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Baiern und Baden mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheure Verschiedenheit der preußischen Provinzen in Rücksicht ihrer örtlichen Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtelgebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl der Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlichversöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile, und jedes Standes geschont genug bleiben mußten, um geliebt genug werden zu können. Schon der eben so lange unfru-

schieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich zu Werke gehen und nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Andres begehrten die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andre wollten dem Königreiche ihre alten örtlichen Verfassungen zum Muster geben. Görres, in seiner Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Kurfürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren,

der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit schwärmerischer Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk, Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemeinen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dies,

neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf den Beifall der Parteien, noch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen den entgegengesetzten Kämpfern und deren unmäßigen Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Sie rangen und wucherten tiefer in das Innere der Nation, und droheten die allgemeine Ruhe zu enden. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen

Verhältnissen, und mit dem vertrauter, was sein sollte, als mit dem, was vorhanden ist, sah um die Tage ihrer Zukunft gespielt, in denen sie mehr, als in der Gegenwart zu leben gewohnt ist. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, dessen Begriff die Natur jedem Geiste verlieh, hielt sie die Beschränkungen dieses Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinwesens für Majestätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menschheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen Ehre, Nationalgröße, Volksruhm, Freiheit heller; deshalb reihte sie sich entschlossener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutschlands ihren eignen Idealen verwandter schienen; deshalb donnerte ihr Zorn rücksichtloser wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergessend, daß ihre gegenwärtige Bestimmung noch nicht That, sondern Vorbereitung zu derselben sein sollte, achtete sie sich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuschreiten, da man sie nicht für zu jung gehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

18.

Das Leben der Hochschulen. Stourdza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in spätern Jahrhunderten die Deutschen durch Wissenschaft und Kunst vor allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Erkenntniß an die Stätte des trägen Vorurtheils gesetzt, und Wahrheit von Verblendung und Irrthum erlöst werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht allzu plötzlich

in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft ein. Es sollte ihr Wesen, nicht zu früh eingeschüchtert, ein knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenommen werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt aus Lehrern selbst, welche weniger mit schonungsloser Härte nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, die Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, straften oder hemmten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, einen milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang der öffentlichen Ordnung, und die Jünglinge bewahrten unversehrter jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, in zahlreichem Beisam-

menwohnen, Geld wie Geistesgaben, genug besaßen, um allen Launen genugzuthun, die aus Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche vor jedem Mißbrauche geborgen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten zu vortreffliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der jungen Leute Anlaß, unter- und gegen einander Verbindungen zu stiften. Die Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in der spielenden Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands gegen Frankreich ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich

selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaßt. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Auftritte an einigen Hochschulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltnes, veranlaßten, zur Zeit des Aachner Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf die Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert, die Entwerfung einer Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was

er anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten, eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeuk-

seine. Diese dankte sie weniger dem eigenen Werth, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines grossen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkühr der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Solch ein Ungestüm und Brausen Aller und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk, nach dem Augenblick eines gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es ward nur noch von Herren-

thum und Bürgerthum Rede, und in der Meinung des Tages sogar geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten, sein Gegner das Volk. Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preisgegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider die bestehenden Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereinigt in Unterschriften, um einen freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe

Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten die Möglichkeit der Zukunft unter noch grauenvollern Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig und mit Entschlossenheit den eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volks dem Einfluß jener vor dem Thron ein mächtiges Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther wieder zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblick der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen

geziemende ruhige Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon empfangen, nach welchem Andre noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Wort ihrer Landesherrn, wie dem Gebot des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüth einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

19.

Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard! hatte Johannes Müller in seinem Bericht über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. *) Nun wars, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kotzebue, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkührlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch

---

*) Rapport au Roi sur la surveillance de la haute pólice sur l'imprimerie et la librairie; im 27sten Theil seiner sämmtlichen Werke (Tübingen 1819) S. 240.

Sands (23. März 1819). Der Verkündigung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war die Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger Ansichten der Welt, neben einem frommen, redlichen Sinn. „Unsre Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volks sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die

schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im grossen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volks, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts, den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. Denn — sprach man: war der Ermordete in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; denn wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt

nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt sich mit dem Teufel zur Ehre Gottes verbinden und Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsinniger als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Helden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus sein aufruhrlustiges Volk nicht empören. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen; das gereinigte Gefühl der bessern Menschheit verwirft die That. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli und Billigkeit selbst gegen ihre Todfeinde hat die Freiheit des eidsgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unsrer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde der Einen nicht mit einer verderben-

völkern aufwiegen wollen. So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche des Ermordeten offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. Das ist immer das Loos der gerechten Sache, — sprachen sie, daß der Eifer ihrer guten Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der Verblendete den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen, nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die helldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien,

die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten an ihm. So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können.

Andere aber, in welchen Parteigeist das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die einen offnen Krieg wider die bestehende Ordnung der Dinge dem langsamen aber festen Fortschritt der Wahrheit vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtirers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das

deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem verachteten, oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maasstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen erhabener, denn Alles, als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, es kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre

sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräuete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerm Eifer für die verbriefeten Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbriefeten Rechte der Nation stritten. Ist dies, riefen sie, ist dies nicht die Sprache der Robespierre's, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigner Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religions-

schwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offner Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht; daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuren Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Thronen! — So redeten sie.

18.

Mordanschlag Lönings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maaße zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie dem festen Biedersinne deutscher Nation, unerschütterbar durch das Geschrei jener einzelnen; gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherrn gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder den Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt

haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche selbst in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einstweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehreren Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten politischen Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maaßnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, denen

Geschrei, höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kotzebue's Tod, daß mehrere junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauderhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren. —

Dann plötzlich scholl die Kunde von neuversuchtem Meuchelmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Lönitg, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsident der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustoßen (1. Juli 1819). Die That mißlang; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über den ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Ungerechtigkeit und Willkühr der Beamten; wieder Andere über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme

ihrer Gegenden durch deutsche Waffen, von Neuem, wohl selbst mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands Fürsten, zugesichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessendarmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main (10. August), Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruh (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammen-

treffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen Viele kein Bedenken, die oft trotzigen Aeusserungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihnen schien Alles nur Aeusserung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Städtepöbels gegen die Hebräer ward vom Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und ihr erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Weit Mehrere aber maßen diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. Denn, sprachen sie, eine Verschwörung Weniger könnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif

geworden. Selbst aber die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hätten von dem Vorhandensein eines so großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller, sagten sie, wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprungenen Wahns, in welchem sie Löbliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden kann auch wohl leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen der Bücher über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmitzten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Moses, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigne Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen,

wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne andres Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während oft eben der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt.

Welches aber auch immerhin die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens war angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und

Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte zuweilen weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtsinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich tief gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur sehr oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andre deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherrn, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die

Wohlvergnügten, nun ohne eignes Veranlassen wie Mißvergnügte behandelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

21.

Verschiedene Ansichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in diesen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Lösung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun sei, um Deutschlands gefährdeten innern Frieden sicher zu stellen? Die Urtheile über die zweckgemäßesten Mittel aber trennten sich, wie an den Höfen und unter den einsichtvollsten Staatsmännern, eben so sehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Gutgesinnte und Unbefangene einig, daß nach solchen mannigfaltigen und betrübenden Vorgängen entscheidende Maasregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Masse des Volks sei, welche Staatsumwälzungen drohe oder wolle, sondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menschen äusserst geringe Menge von Einzelnen, Zerstreutumherlebenden, welche sich

zu überspannten Wünschen und voreiligen Hoff-
nungen durch ein Traumbild von Größe, Kraft
und Bestimmung deutscher Nation habe begei-
stern lassen.

Aber eben diese sind es, sprachen die Einen,
eben diese sind es, welche in ihrer Begeisterung
für das, was die Völkerschaften heute selbst noch
verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach
und nach stimmen werden. Die Masse des Volks
ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean,
welcher lange durch Winde nur oberflächlich ge-
kräuselt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm
und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen
Wogenlast tiefer bewegt wird. Schwer ist er
wieder zu beruhigen, sind einmal seine Grund-
wellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch
jener tiefen Ruhe des französischen Volkes vor
dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe
hing es damals noch an seinem Könige! Wie
geringfügig war damals im Verhältniß zur Na-
tion die Partei der einzelnen Schwärmer, welche
unter dem monarchischen Zepter der Bourbonen
von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten!
Und doch war es eben diese kleine Partei, welche
nach und nach so viele Millionen Seelen in

schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den guten König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äussert.

Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche v o r den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glück-

lich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherrn selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

Aber die maaslosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen, welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine fieberhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber immer die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm

in ungewissen Richtungen umher; er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit den Gedanken zu entflammen, Selbsthülfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offnen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutsam anzusehen. Ihre Reden finden nur allzu bereitwillige Ohren, und um so gläubigern Beifall, je weniger die Menge eignen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorspiegelungen und frevelm Rath bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde

zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als öffentliche Lehrer oder als beliebte Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andre. Und was noch mehr ist, unsre arglosen Fürsten selbst gaben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzu geschickt zu führen wußten. Es war doch wohl voraus zu sehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden." Während der Artikel

jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt gewor-

den zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkühr genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten Wagstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vor-

steher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Dasein einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen des Lönings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der denselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins wer-

den in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maasregeln können noch die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen, die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderungen der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde.

So ward von Vielen geurtheilt.

Andre aber sprachen: Sehet euch vor in

dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, der, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit verfährt und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebehrdigkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsre Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre

1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maaßregeln gegen zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle nur gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist gewiß nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen,

welche der höhere, geistige Stand der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz andres, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand, bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein in Gedankenlosigkeit hinbrütendes, leibeignes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser

Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder mögten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirngespinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüths. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht nur Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen wie aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu

treffen, und den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maasregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet auch Keiner mehr fühle und denke.

Wahr ist es, das Volk horcht nur alzugern auf jene, weil es fürchtet, daß sonst niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt und, unter vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

Man verachte aber stolz diese Sehnsucht und verfahre mit Strenge gegen die Parteien: so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtyrer des Volks erblicken; es wird diejenigen

vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kömmt.

Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schriftstellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch, oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme,

mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ists nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wähle?

Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es sich durch kein

Blendwerk der wider einander erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preußens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

Es ist daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorgnisse konnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand.

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

22.

Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings große, von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherrn sich nicht einseitig durch jene Aeusserungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkühr an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Daher traten die Gesandten aller selbherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung über die zweckmäßigsten Mittel (August 1819).

Während hier große Maasregeln zur Rettung des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete **Würtemberg** die Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819); und bestimmte mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neuerworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König **Wilhelm** von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste selbst die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und

Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbstherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassungen betreffend, feststellten; — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maasregeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhandenen staatsumwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre

Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Begebenheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Ruhe und Vertrauen ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut.



